

Hermann Bausinger (Tübingen)

Germanistik als Kulturwissenschaft

Germanistik und Kulturwissenschaft — eine solche Formulierung stellte zwei Bereiche unbefangen nebeneinander und gäbe die Möglichkeit, Überschneidungsflächen vorsichtig-neutral zu beschreiben. Germanistik als Kulturwissenschaft klingt demgegenüber verbindlicher, zielt auf eine Festlegung. Die Programmatik des Titels soll nicht zurückgenommen, aber er sollte auch nicht als ganz direkte Etikettierung verstanden werden. Um der allzu engen Auslegung zu entgehen, rette ich mich in die Freiheit extensiver grammatischer Interpretation: gerade die kleinen Wörtchen sind in unserer Sprache oft außerordentlich vieldeutig, und dies gilt auch für die Apposition als.

Mindestens drei Möglichkeiten der durch als hergestellten Relation können unterschieden werden: Etwas Vergangenes kann ausgedrückt werden, eine historische Gleichung, von der man sich vielleicht fragt, ob sie nicht doch noch Geltung haben könnte — Typus: die Deutschen als Nationalsozialisten. Eine bloße Kostümierung, eine falsche Gleichung kann so bezeichnet werden — Typus: der Bauer als Millionär. Und schließlich kann mit Hilfe von als ein Identitätsanspruch vorgetragen werden, die Forderung, einen Gegenstand so und nicht anders zu definieren — Typus: wir als Demokraten, wobei freilich (wie in diesem Fall!) die Identitätshülle oft so geräumig ist, daß sie ihrerseits ganz verschiedene Interpretationen und Verwirklichungen erlaubt.

Wenn ich über Germanistik als Kulturwissenschaft spreche, changiere ich zwischen diesen Möglichkeiten. Zunächst versuche ich in knappen Andeutungen eine historische Skizze, die, vereinfacht ausgedrückt, dem Dreischritt verpflichtet ist: Germanistik war eine Kulturwissenschaft; sie gab lange vor, eine zu sein; und sie sollte eine werden.

Allerdings ist gleich hinsichtlich der Ausgangsposition eine Einschränkung vorzunehmen: in der Zeit, in der Germanistik eine Kulturwissenschaft war, war Germanistik noch keine Germanistik. Ich denke an die Epoche der Aufklärung, in der die später geschiedenen Wissenschaften noch in konkreter Gemengelage zu finden sind, in der sich aber wichtige Fragestellungen gerade auch der Geistes-

Wissenschaften schon herausbilden. Ich beschränke mich auf ein einziges Beispiel: In den Wiener Neudrucken erschienen vor einigen Jahren die „Briefe über das Publikum“, die Friedrich Just Riedel 1768 in Jena veröffentlicht hatte². Schon der Titel, in dem das Zauberwort Rezeptionsästhetik anklingt, läßt aufhorchen. Tatsächlich enthalten die Abhandlungen von Riedel eine Reihe hübscher Beobachtungen dazu, wenn er auch im wesentlichen bestrebt ist, eine allgemeine Geschmackslehre zu geben. Gerade dies führt dazu, daß er immer wieder allgemeine kulturwissenschaftliche Überlegungen vorträgt, daß er insbesondere mit Nachdruck das Prinzip der Kulturrelativität (wie wir heute sagen würden) vertritt. In einem „an den Herrn Canzleydirector Wieland“ gerichteten Brief schreibt er: „Was Zenidens Bild für Ihren Idris und für Don Sylvio die Gestalt seiner unbekanntenen Prinzessin war; das ist für mich meine Grille von der Veränderlichkeit der Empfindung des Schönen und Häßlichen. Überall find ich sie, auch wenn ich sie nicht suche . . .“³. Eine kurze Passage mag darlegen, wie Riedel dieses Prinzip der „Veränderlichkeit der Empfindung des Schönen und Häßlichen“ in kulturanthropologischen Exkursen zu belegen und zu erhärten sucht:

„Warum verlachen wir nun den Schwarzen, der in eine schwarze Schönheit mit gepletschter Nase und aufgeworfenem Munde so verliebt ist, als wir andern in unsere rosenwangichten Mädgen? Nach der Verschiedenheit des Erdstrichs ist die Bildung der Menschen verschieden und unsere Urtheile von der Schönheit richten sich immer nach dem, was unter uns gewöhnlich ist. Der Mohr schafft sich also in seiner Phantasie das Bild der vollkommensten Mohrin, wie etwa wir in der nackenden Venus die schönste Gestalt erblicken, die unter unserem Himmel gedacht werden kan. Der Gang, das äußerliche Betragen, der Anstand, die Gebräuche haben bey jeder Nation gleichfalls ihre einheimische Form; alles ausländische ist dieser Nation fremd und sie mus sehr demüthig seyn, sehr zur Nachahmerin geschaffen, um es zu bewundern. Wenn sie patriotisch denkt, so liebt sie ihre eigenen Sitten und diese sind der EntscheidungsGrund, nach welchen sie ausspricht, was für sie schön oder häßlich ist. Es sey, daß sich einige völlig allgemeine Regeln angeben laßen, nach welchen der Geschmack, wenn er richtig seyn soll, in dergleichen Punkten zu leiten ist; und vielleicht sehn wir in unsern theorienreichen Zeiten noch eine Theorie der Complimente, der Dormeusen und des Haarputzes. Die Regeln für die Eine Nation [...] sind doch nicht immer für die andere gemacht; und es bleiben, nach allen Theorien, noch Fälle genug übrig, in welchen allein der Geschmack entscheiden muß, nicht der allgemeine, sondern der Geschmack der Zeit und der Nation [...]

Noch sinnlicher ist der Unterschied bey solchen Dingen, die ganz, oder zum Theil für menschliche Bedürfniße bestimmt sind; dergleichen sind Kleidungen, Gebäude und Gärten. Kleidungen und Gebäude braucht der Italiäner, sich abzukühlen; der Ruße, sich zu erwärmen. Die Idee des Nutzens und des Endzwecks vermischt sich in solchen Fällen mit der Idee der Schönheit und erzeugt eine Menge von Regeln, die für diese Nation eine Verbindlichkeit haben, für jene nicht haben. Setzt eine küh-

lende Grotte aus den römischen Weinbergen nach Archangel, und das Winterzimmer eines Rußischen Gouverneurs nach Capua; wie lächerlich! werdet ihr sagen. — Wäre es aber wohl beßer, wenn einige Grade vom Nordpol Paläste nach italiänischer Bauart aufgeführt würden?"

Friedrich Just Riedel macht sich auch Gedanken, wie es zu den Unterschieden gekommen sein kann:

„Die Ursachen von dieser Verschiedenheit des Geschmacks und der Gesinnungen liegen theils in dem Clima, theils in der Mode, in dem Herkommen und in National-Vorurtheilen, theils in der Gewohnheit, andere nach der Gleichförmigkeit mit uns zu beurtheilen, und theils, wie ich schon berührt habe, in der Verschiedenheit des Endzwecks bey solchen Dingen, über die der Geschmack richten soll.“

Eine eingehende Interpretation dieser Abschnitte kann hier nicht gegeben werden, und ich will die Belegkarte auch nicht überreizen: Riedel argumentiert naiv, und er kommt nicht ohne abgegriffene Klischees aus — man denke an den (freilich keineswegs völlig falschen) Hinweis auf das Klima, der schon in den länder- und völkerkundlichen Versuchen der Humanisten eine wichtige Rolle spielte. Aber im Prinzip sind Riedels literar-ästhetische Überlegungen doch eingebettet in eine Totalität, die auch sonst für die wissenschaftlichen Ansätze der Aufklärung charakteristisch ist. Der utilitäre Grundzug der Aufklärung vermittelte Wissenschaft grundsätzlich zur Gesellschaft hin und erlaubte nur im Zeichen solcher Totalität eine begrenzte Spartenteilung. Im Umkreis der aufklärerischen Statistik — wobei dieser Begriff der Topographie und Landeskunde nahesteht — entstanden auch Wörterbücher und grammatische Arbeiten; die Suche nach sprachlichen Besonderheiten — nach Idiotismen — war meistens Teil umfassender Beschreibungen von Land und Leuten⁵.

Macht man von hier aus einen Sprung um 70 oder 80 Jahre in die erste Blütezeit der Germanistik hinein, so liegt der Gewinn offen zutage — am deutlichsten vielleicht in dem monumentalen Kosmos, den Jacob Grimm ausgebreitet hat. Kein Zweifel, im 18. Jahrhundert gab es niemanden, der so umfassend die Wissenschaft vom Deutschen betrieb: deutsche Sprache, deutsche Literatur, deutsche Mythologie, deutsche Volkspoesie, deutsche Rechtsaltertümer. Und doch ist gegenüber der Aufklärung ein Verlust an Totalität zu verzeichnen, sind Abstriche zu registrieren:

— Eine gewisse nationale Begrenzung wirkt sich aus. Dies gilt, wenn von Jacob Grimm die Rede ist, sicher nicht in einem chauvinistischen Sinne; Jacob wandte sich dagegen, daß man von

den Dichtern „ein besonderes Hinarbeiten auf Nationalität“ verlange, während „sich ein gewisses nationelles Wesen immer und unausbleiblich von selber einstellt“⁶. Aber faktisch erscheint das Panorama doch verengt gegenüber dem prinzipiell weltweiten Horizont der Aufklärung.

- Germanistik ist nunmehr eine ausschließlich historische, ja man könnte sagen: antiquarische Wissenschaft; die Verankerung in der Gegenwart wird vernachlässigt, der synchrone Zusammenhang weithin ignoriert. Sprachliche und literarische Zeugnisse werden verehrt und erforscht als Denkmäler; die Germanisten wenden sich ausschließlich Artefakten und Objektivationen zu, während die funktionale Seite der kulturellen Überlieferung eine untergeordnete Rolle spielt.
- Die Frage nach der Nützlichkeit wirkt nunmehr degoutant; an die Stelle der utilitären tritt eine eher deliziose Haltung, für die gesellschaftliche Zusammenhänge keine wesentliche Rolle spielen⁷.

Trotz dieser Verengung aber wurde Germanistik als umfassende Kulturwissenschaft postuliert, und zwar keineswegs nur im Überschwang der romantischen Anfänge dieser Wissenschaft. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts erklärte Moriz Heyne, der das Fach als Professor in Basel und Göttingen vertrat, die Aufgabe der deutschen Philologie liege in der Erfassung „des gesamten Geisteslebens unserer Nation und seiner Entfaltung soweit es uns in Denkmälern überliefert. Diese Denkmäler sind nicht bloß solche der Litt., sondern auch solche der Kunst, des Gewerbes, der mündl. Überlieferung“⁸. Der deutsche Philologe müsse vertraut sein mit der politischen Geschichte Deutschlands, mit seinen Stämmen, ihrer Sprache, ihrer Entwicklung; aber auch „Recht und Staat, Gemeindeverhältnisse, Glauben, Leben, Lebensart und Sitte zählte Heyne . . . zu den Arbeitsgebieten des Philologen“⁹.

Vergleicht man die von Heyne tatsächlich gehaltenen Vorlesungen mit diesem extensiven Forderungskatalog, ergibt sich eine beachtliche Diskrepanz: in seinen 46 Göttinger Semestern bot Heyne 94 Lehrveranstaltungen zum Alt- und Mittelhochdeutschen an; 9 waren der neueren Literatur (mit einer einzigen Ausnahme nur bis zum Ende des 18. Jahrhunderts) gewidmet, 18 der Alttertumskunde, den Realien — worunter wiederum vornehmlich Sachdenkmäler zu verstehen waren. Was Heyne sonst noch alles zur Germanistik rech-

nete, tauchte nur in der neunmal gelesenen „Einführung in das Studium der Philologie“ auf¹⁰ — das heißt, es war Bestandteil der Programmatik, nicht der Ausführung.

Schon diese simple Auszählung erlaubt also den Schluß, daß Germanistik als Kulturwissenschaft verstanden, daß aber Kultur von der Gegenwart und von den gesellschaftlichen Grundlagen abgehoben wurde. Thomas Mann schrieb später — in dem Essay „Kultur und Sozialismus“ von 1928 —, in den deutschen Kulturbegriff sei „ein Element des Wunderartigen und Mystischen“ eingetreten, das seinen „religionsnahen Charakter“ deutlich mache¹¹. Tatsächlich zeigt ein Blick auf den Hauptstrang der Germanistik im 19. Jahrhundert, daß Kultur, deutsche Kultur, als eine Art spirituelles Wesenselement verstanden wurde, das weht, wo immer die Germanisten ihre Denkmäler finden. Die am Beispiel Heynes — eines noch ausgesprochen ‚breiten‘ Germanisten¹² — abgelesene Statistik zeigt aber auch, daß das umfassende Verständnis vom „Geistesleben der Nation“ nicht mehr eingeholt wurde durch tatsächliche Arbeit, sondern daß es mehr und mehr zur Ideologie verkommen mußte. Ganz deutlich wurde dies Anfang des 20. Jahrhunderts in den vor allem von Friedrich Panzer vorgetragenen Forderungen, eine umfassende „Deutschwissenschaft“ zu begründen¹³. Daß diese Forderung bruchlos ins Dritte Reich übernommen und wie diese Deutschwissenschaft zur „tiefsten Seelen- und zur reichsten Menschkunde“ stilisiert wurde¹⁴, braucht hier nicht im einzelnen ausgeführt zu werden. Nützlich mag es sein, auf die parallele Entwicklung der Volkskunde seit dem 19. Jahrhundert hinzuweisen: sie zog sich immer mehr zurück auf die zunehmend peripher werdenden Traditionen bäuerlicher Schichten, pumpte diese Traditionen aber in der ideologischen Interpretation auf zur eigentlichen und umfassenden deutschen Volkskultur. Diese Entwicklung mündet in die heute gegebene Paradoxie, daß wir mit dem Bestimmungswort *Volk* im allgemeinen Dinge bezeichnen (Volkslied, Volkssage, Volkskunst etc.), die nicht ohne weiteres volkstümlich sind, sondern die einer begrenzten, von Institutionen gepflegten und von den Massenmedien ausgenützten Reliktkultur angehören¹⁵.

Vor diesem Hintergrund erscheint es eindeutig positiv, daß die Germanistik ihren umfassenden Anspruch aufgegeben hat. Dies erscheint nicht nur sachgemäß im Sinne der Arbeitsteiligkeit und Spartenrennung, die, wie in anderen Wissenschaften, auch in der

Germanistik angesichts des Stoffzuwachses, der methodischen Spezialisierung und Differenzierung unvermeidlich waren. Es erscheint auch notwendig als Schritt der Entideologisierung, als Absage an einen Ganzheitsmythos, der längst fragwürdig geworden war. Die Aufteilung in Literaturwissenschaft und Linguistik und die Konzentration der einzelnen Germanisten auf je einen dieser Teilbereiche erscheint als vernünftige Wendung, als gesunde ‚Verschlangung‘ (um diesen modischen Begriff der Polit-Designer zu verwenden).

Aber: diese Teilbereiche sind nach wie vor zusammengefaßt in *einer* Disziplin, eben der Germanistik — und darin liegt ein Stück Provokation. Immer wieder wird ja doch die Zusammengehörigkeit der Teilbereiche betont. In einem Lehrplanentwurf des Landes Nordrhein-Westfalen heißt es ausdrücklich, „eine Trennung zwischen den Unterrichtsbereichen ‚Deutsche Sprache‘ und Literatur“ sei „didaktisch nicht haltbar“⁶. Gewiß wird hier didaktisch argumentiert; aber das ist kein Grund, eine solche Feststellung ad acta zu legen als die Äußerung von Leuten, die lediglich die Didaktik aufwerten und damit eine bessere tarifliche Einstufung ihrer Stellen erreichen wollen. Schließlich entsteht Wissenschaft nicht nur durch Gedankenkonstrukte, sondern immer auch durch Mitteilung und Diskussion, so daß das Didaktische grundsätzlich in der Wissenschaft als eine Dimension enthalten ist. Außerdem: auch an den Universitäten wird ja doch die Zusammengehörigkeit der Teilbereiche und die Kooperation zwischen ihnen immer wieder betont. Vielleicht zu sehr betont — denn ein Blick in die Praxis der germanistischen Institute provoziert eben doch die Frage, ob Germanistik nicht eine Art Sonntagsüberbau ist, dem an den Werktagen die eigentliche Arbeit folgt, oder schlichter gesagt: eine Verwaltungseinheit, in der einmal jährlich die Haushaltsmittel zugewiesen und im übrigen relativ belanglose bürokratische Akte vollzogen werden.

Immerhin gibt es immer wieder Zeichen der Verunsicherung über die Spartenteilung, und auch die Teilbereiche verfügen ja keineswegs über feste Grenzen und über einen gesicherten Bestand von Gegenständen. Gerade das vergangene Jahrzehnt war charakterisiert durch immer neue Impulse zur Ausweitung. Teilweise handelte es sich nur um kurzfristige Anstöße, teilweise erwiesen sie sich aber auch als sehr viel beharrlicher. Sie führten keineswegs immer in die

gleiche Richtung, zum Teil lassen sich geradezu gegenläufige Ausweitungstendenzen registrieren:

Da ist auf der einen Seite der nachhaltige Versuch, die Begrenzung der Nationalliteratur zu durchbrechen, deutsche Literatur in die Entwicklungszusammenhänge der Weltliteratur zu stellen; dies bedeutet, daß literarästhetische Maßstäbe ernster genommen werden als zuvor. Andererseits gibt es Bestrebungen, die vom ästhetisch sanktionierten literarischen Kanon wegführen — und zwar wiederum in ganz verschiedene Richtungen. Die Kritik am Kanon geht von verschiedenartigen Vorwürfen aus: der Kanon ist zu antiquiert — also mehr moderne Literatur; der Kanon ist zu weit „rechts“ angesiedelt — „versäumte Lektionen“ sind nachzuholen; der Kanon ist zu elitär orientiert — es gilt, Unterhaltungsliteratur, ja „Trivialliteratur“ in die Betrachtung einzubeziehen¹⁷. In diesem Umkreis wurden auch ganz neue Bereiche der Literatur erschlossen: es mag genügen, hier auf das Sachbuch¹⁸ sowie auf Kinder- und Jugendliteratur hinzuweisen. Dazu kam — zögernd, aber doch auch innerhalb der Germanistik deutlich nachweisbar — der Ausgriff auf andere Medien, sei es nun, daß man sie unter einen weitgefaßten Literaturbegriff subsumierte, oder daß Medienwissenschaft als Ableger der Literaturwissenschaft verstanden wurde. Durch diese Ausweitung im Bereich der Medienwissenschaft und die Einbeziehung von Gebrauchsliteratur waren auch Brücken zur Sprachwissenschaft geschlagen: hier wie dort ging es um Texte¹⁹, die nicht gleich in wirklicher oder vermeintlicher „Transsubstantiation“ die banalere Linguistik überfliegen, hier wie dort ging es um Kommunikation.

Aber auch diese Brückenschläge und Verbindungen sind dünn und teilweise brüchig. Manche Weiterungen werden heute wieder in Frage gestellt; zumindest werden ihre Unzulänglichkeiten hervorgehoben. Daß Beispielsätze in der Art von „Emil hat in die Hose geschissen“ nicht unbedingt zur Emanzipation der Linguistik beitragen, bedarf heute keines umständlichen Beweises mehr. Der Generalnenner Kommunikation läßt — wie jeder weitreichende Generalnenner — allzu viel auf der Strecke; insbesondere verfehlt er die „besondere Qualität des Literaturprozesses“, der Dichtung, die ja Kommunikation nicht nur ist, sondern auch darstellt²⁰. Er trifft nicht ohne weiteres die Spielqualität von Poesie²¹. Inzwischen ist auch deutlich geworden, daß niemandem damit gedient ist, wenn Trivialliteratur und Goethe auf einer Ebene behandelt werden; und

was die Massenmedien betrifft, so fordert ihre Untersuchung einen apparativen und auch personellen Aufwand, der dem Schreibtischfach der Germanistik nicht ohne weiteres ansteht und nicht immer bekommt.

Als interessierter Outsider diagnostiziere ich auf der einen Seite einige Verunsicherung, auf der anderen Seite beträchtliche Aktivitäten rückwärts gewandter Hochschulpolitiker, welche die gegebene Situation nutzen, um die zeitweilig wild gewordenen Germanisten fest an die Leine zu legen — dies könnte an der Entwicklung der Lehrpläne für die Gymnasien, aber auch der Prüfungsordnungen im einzelnen nachgewiesen werden²². Die Übergriffe auf neue Gebiete sind inzwischen eher gebremst; die Teilsparten ziehen sich selbstgenügsam zurück. Die Zellteilung, die vor 10—15 Jahren aus der Zweiheit Altgermanistik und Neugermanistik durch die Verselbständigung der Linguistik eine Trias machte, scheint abgeschlossen. Aus zwei Monaden sind drei geworden, über deren Fensterlosigkeit man sich streiten kann.

Wirft man einen Blick auf andere, der Germanistik benachbarte Philologien, so kann man ähnliche Ausweitungstendenzen wie in der Germanistik feststellen. Aber es fehlt weithin die überhöhende Ideologie; die Wertmuster sind nicht so ausgeprägt und so unbeweglich, so daß die Ausweitungsbestrebungen eher auf pragmatischen als auf prinzipiellen Widerstand stoßen: es geht nicht so sehr um Verstöße gegen den festgelegten Kanon hehrer Poesie als vielmehr um das Problem, wie der Lern- und Wissensstoff bei entschiedener Ausweitung noch sinnvoll begrenzt und strukturiert werden kann. Auf der anderen Seite tritt gerade unter pragmatischen Gesichtspunkten das Bedürfnis hervor, Sprache und Literatur nicht isoliert zu behandeln, sondern im gesellschaftlichen Kontext. Die wichtigste der Ausweitungstendenzen zielt deshalb dort nicht auf neue Medien, auf Gebrauchstexte u. ä., sondern auf „Landeskunde“ oder „Kulturkunde“.

Auch diese Ausweitung ist keineswegs unumstritten. Die Kritik reicht von sachlichen Auseinandersetzungen bis zur Denunziation — so, wenn gesagt wird, die Versuche, „eine neue Kulturkunde als ‚drittes Bein‘ der Anglistik zu postulieren“, seien „als deutlich politische Postulate der Linken und eines mittelmäßigen akademischen Mittelbaus“ entlarvt worden²³. Im ganzen aber ist der „kulturkundliche“ Bedarf hier doch sehr viel deutlicher als in der Germanistik

— allerdings nur, so lange diese aus der Innenperspektive der „Öko-Germanistik“²⁴ betrachtet wird.

Im Zeichen und in der Perspektive der „Xeno-Germanistik“ stellt sich das Problem jedoch anders dar. Hier spielt das Stichwort „Landeskunde“ verständlicherweise die gleiche, vielleicht sogar eine wichtigere Rolle als in den fremdsprachigen Philologien der deutschen Universitäten; und hier gibt es dementsprechend auch spezifische Impulse zur kulturwissenschaftlichen Modifikation der Germanistik. In aller Knappheit sollen einige dieser Impulse skizziert werden:

1. Die Auslandsgermanistik hat direkteren und intensiveren Anteil an theoretischen und methodischen Weiterungstendenzen, die für die Öko-Germanistik nur in abgeschwächter Form eine Rolle spielten. Dies gilt sowohl für den Teilbereich der Linguistik wie für die Literaturwissenschaft:
 - a) Der fremdsprachigen Linguistik liegt der Ansatz näher, der davon ausgeht, daß — wie es Ward H. Goodenough ausdrückte — Sprache ein Teilbereich des Ganzen Kultur ist, und der andererseits die Definition von Edward T. Hall akzeptiert: „Kultur ist Kommunikation“²⁵. Die wissenschaftlichen Traditionen der ethnography of speaking-Forschung und verwandter Richtungen sind hier lebendiger; sie führen dazu, daß die rein sprachliche Grenzlinie kommunikativer Befunde sehr viel leichter überschritten wird; gefragt wird letztlich nach Interaktionen, ja nach den gesellschaftlichen Strukturen insgesamt. Wie Sprache nur als Teil der Kultur verständlich wird, erscheint Kultur als „eine Metasprache . . . , die der Beziehung zwischen Mensch und Umwelt in einem bestimmten Rahmen Bedeutung verleiht und sie so regelt“²⁶. In diesem Sinne stellte Karl Hyldgaard-Jensen fest: „Deutsch als Fremdsprache ist auch deutsch als Fremdsprachenkultur“²⁷.
 - b) Für die auslandsgermanistische Literaturwissenschaft wurde auf die ausgeprägtere Tradition der „thematischen Literaturwissenschaft“ („thematics“) hingewiesen, die literarische Werke vergleichend auf ihre Inhalte befragt²⁸. Für diese thematische Literaturwissenschaft ist es ganz unvermeidlich, daß sie das literarisch Dargestellte aus seinen kulturellen Zusammenhängen heraus und in seinem kulturellen Zusammenhang begreift; nur so ist ein volles Verständnis der Themen möglich.

2. Man hat verschiedentlich die spezifische Sprachsituation derjenigen beschrieben, die gewillt sind, die Sprache eines fremden Landes in diesem Land zu erlernen und zu verwenden. Vielleicht am einprägsamsten ist die Typologisierung der Phasen durch Howard L. Nöstrand²⁹: Es beginnt mit der „Flitterwochen“-Phase; der Ankömmling schwebt gewissermaßen über der neuen Realität und wird auch von Hindernissen wenig angefochten. Die empirische Haltbarkeit des Vergleichsbegriffs „Flitterwochen“ braucht hier nicht diskutiert zu werden — jedenfalls dürfte diese Phase höchstens bei Touristen, die durch alle möglichen Vorkehrungen von der intensiveren Auseinandersetzung mit dem neuen Land abgehalten werden, größeren Raum einnehmen. Im allgemeinen dürfte schnell eine Phase des Befremdens folgen, die sich bis zum „Kulturschock“ — Nöstrand verwendet diesen drastischen Begriff — steigern kann. Der Fremde erfährt sehr viel stärker als der Einheimische den Verweischarakter der Sprache, die „unausweichliche Indexikalität jeglicher Mitteilung“³⁰; er erlebt die Differenz zwischen gelernten, eher engen Bedeutungen sprachlicher Zeichen und den tatsächlichen, im ganzen variableren, im einzelnen strikter kontextuell festgelegten Bedeutungen. Schockartig wirkt diese Erfahrung insofern, als jeder einzelne Irrtum andere Irrtümer nach sich zu ziehen droht; ein Fehler ruft den anderen hervor, falsche Einschätzungen summieren sich. Der Sprecher erfährt so den systemischen Zusammenhang der Bedeutungen, den man als Kultur bezeichnen könnte. Diese Erfahrung falscher Einschätzungen führt schließlich zu einem Perspektivenwechsel, zur vorbehaltloseren Orientierung an den gegebenen Bedeutungsmustern und damit zur „Anpassung“. Der ganze Ablauf also, der hier nur abstrakt angedeutet werden kann, für den aber wohl jeder Erfahrungsbeispiele parat hat, trägt so dazu bei, daß die fremde Sprache nicht als isoliertes oder isolierbares System begriffen wird, sondern in ihrer kulturellen Verflechtung³¹.
3. So nützlich konkrete Schlüsselerlebnisse im realen Umgang mit der fremden Sprache sind — auch in der theoretischen Distanz wird die kulturell bedingte „Hintergründigkeit“ einer fremden Sprache deutlicher erfahren als die der eigenen, die in der Alltäglichkeit, der Gewohnheit verborgen bleibt. So lehrt auch die Auseinandersetzung mit fremder Literatur, daß Textwissen-

schaft immer Kontextwissenschaft ist, daß also auch hier die Bedeutungen nur aus einem umfassenderen Kulturverständnis zu erschließen sind. Dies könnte beispielsweise anhand eines Vergleichs der — zumal älteren — literaturwissenschaftlichen Abhandlungen deutscher Germanisten mit denen von Auslandsgermanisten nachgewiesen werden. Robert Minder merkte über seinen Lehrer Charles Andler an, in seiner einleitenden Vorlesung über deutsche Literatur hätte „ein Volkswirtschaftler oder ein Hamburger Kaufmann sich besser zurechtgefunden“ als ein in philologischen Bahnen ausgebildeter Student — es ging in dieser Vorlesung um Ricardo, Sismondi, Karl Marx³². Auch im Bereich der Literaturwissenschaft kommt also der systemische Zusammenhang eher zur Geltung, das Verbundsystem der Kultur — wobei Kultur nicht als eine von der Gesellschaft abgehobene Institution verstanden werden darf, sondern als Ausdruck und Rahmen einer Gesellschaft.

4. Auch in Auslandsphilologien (Beispiel: Deutsch als Fremdsprache) bestimmt sich der Kanon der behandelten literarischen Gegenstände weithin nach deren Ansehen, nach deren Geltung und Reichweite. Dies kann bedeuten, daß in erster Linie Werke vermittelt und gelesen werden, die gerade nicht ohne weiteres charakteristisch sind für die nationale Kulturfiguration, sondern weit darüber hinausreichen. Tatsächlich ist daran schon verschiedentlich Kritik geübt worden, ohne daß jedoch sehr viel konkrete Gegenvorschläge gemacht worden wären. Immerhin sollte man die Frage, ob Ganghofer nicht vielleicht charakteristischer ist für die deutsche Kultur als Goethe, und ob er deshalb nicht auch für die Lektüre von Auslandsgermanisten in Betracht gezogen werden könnte, nicht gleich als Sakrileg beiseite schieben. Es ist freilich eine schwierige, keineswegs eine rhetorische Frage.

Vor allem aus größerer kultureller Distanz³³ kam der Vorschlag, Folklore als Brücke zu der fremden Kultur zu verwenden. Dahinter steht die Erwartung, „daß Folklore dem literarischen Schrifttum in der Widerspiegelung von Einstellungen großer Gruppen weit überlegen ist“³⁴.“ Gegenüber dieser Erwartung sind gewisse Vorbehalte anzumelden: auch Folklore bietet keine unmittelbare, sondern eine vor allem durch Traditionsperseveranz und Gattungsgesetzlichkeiten gebrochene Widerspiege-

lung; nicht jeder, der über eine betrogene Frau im Witz lacht, ist deshalb schon ein Weiberfeind oder ein Casanova. Außerdem ist auch und gerade bei Folklore mit einem hohen Maß an Internationalität zu rechnen; bei einzelnen Gattungen — beim Märchen und beim Sprichwort etwa — hat man das verschiedentlich nachgewiesen. Dennoch handelt es sich um einen interessanten Vorschlag, der Konkretisierungsversuche verdient, und der wiederum deutlich macht, daß die Auslandsphilologien prinzipiell auf die Orientierung in der fremden Kultur und nicht nur auf das Erlernen sprachlicher und literarischer Tatbestände zielen.

5. Wenigstens kurz erwähnt werden soll hier auch der äußere Anstoß, der von Germanisten ausgeht, die nicht Germanisten werden und bleiben wollen, die sich also nicht das Berufsziel Deutschlehrer gesetzt, sondern die Absicht haben, in deutschsprachigen Ländern oder doch mit Deutschen zusammen in sehr verschiedenartigen Berufszweigen zu arbeiten. Es liegt auf der Hand, daß sie mit einer grundsätzlich anderen Perspektive an das Fach herangehen als beispielsweise deutsche Germanisten; die Überschreitung der bloßen Grammatik und des literarischen Kanons dürfte hier noch sehr viel deutlicher sein als in anderen Fällen³⁵.

Genug mit diesen Andeutungen: sie charakterisieren im Grunde nur ein Syndrom, mit dem jeder vertraut ist, der Deutsch als Fremdsprache unterrichtet. Sind daraus nun Folgerungen zu ziehen für die Germanistik überhaupt, also auch für die inländische Germanistik? Ich gehe davon aus, daß die Xeno-Germanistik zwar nicht einfach ein Teilbereich der ‚richtigen‘, »eigentlichen‘ Germanistik ist (mit Recht hat Harald Weinrich³⁶ darauf hingewiesen, daß man nicht „durch ein Subtraktionsverfahren von der Germanistik zum Fach Deutsch als Fremdsprache gelangen“ könne), wohl aber, daß diese Fremd-Germanistik nicht völlig eigene Wege gehen kann, daß ihre Zielsetzungen vielmehr ein Echo und auch ein gewisses Maß an Entsprechungen in der Germanistik überhaupt finden muß.

Es reicht meines Erachtens nicht aus, hier auf die Landeskunde zu verweisen, die ihrerseits wenig verbindlich definiert ist, die aber jedenfalls eine Bereichswissenschaft darstellt, zu der verschiedene Disziplinen beitragen: Historiker und Soziologen, Politikwissenschaftler und Kunsthistoriker, Volkskundler und Geographen. Die

Hinzufügung einer ihrerseits additiven Landeskunde zur herkömmlichen Germanistik bildet keine Lösung. Es käme vielmehr darauf an, das landeskundliche Interesse zu integrieren³⁷, mit anderen Worten: die Germanistik kulturwissenschaftlich zu verankern.

Dies scheint mir ein nicht nur von außen auf die Germanistik zukommendes Problem zu sein. Auch in der Inlandsgermanistik ist man sich ja doch der Schwierigkeiten bewußt geworden, „zwischen schwerpunktmäßiger Konzentration und bereichsabdeckender Streuung“ einen Kompromiß zu finden³⁸, eine „Theorie des Wissenswerten“ zu entwickeln im gemeinsamen Diskurs³⁹. Man ist sich heute weithin darin einig, „daß eine enzyklopädische Landeskunde nicht möglich“ ist⁴⁰; sie könnte nur zu jener Anhäufung von Faktenwissen führen, die Ernst Robert Curtius als „Realiensalat“ charakterisierte⁴¹. Karl Voretzschs Warnung vor den „Querschnittsprofessoren“⁴², die sich gegen ein oberflächlich-additives und unsystematisches Verfahren richtet, ist sehr ernst zu nehmen.

Auf der anderen Seite erscheinen mir die penetranten Warnungen vor Dilettantismus mitunter durchaus fragwürdig: nicht ganz selten scheint es sich dabei um Stigmatisierungsstrategien der engen Spezialisten zu handeln. Der Vorwurf des Dilettantismus setzt ja doch voraus, daß eine Fachwissenschaft strikt definierbar sei, daß ganz präzise Grenzen gezogen werden können, jenseits deren dann das Dilettieren begägne. In Wirklichkeit ist die Zwischenzone breit, sind die Übergänge fließend. Wer literarische Inhalte vergegenwärtigt und interpretiert, aber auch, wer sprachliche Wendungen zu erklären sucht, setzt sich immer auch mit Realitätsbereichen auseinander, in denen er Laie ist, in denen er sich als Dilettant bewegt. Trotzdem muß er sich vorwärts tasten in oft ziemlich unbekanntes Gelände, vorsichtig, sich absichernd — vielleicht ist diese Vorsicht und diese Absicherung das eigentlich Nicht-Dilettantische.

Natürlich gibt es Situationen, in denen der Dilettantismus dingfest gemacht werden kann. Hildegard Hamm-Brücher hat einmal ein — angeblich — „erlebtes Beispiel“ aus der Hauptschule skizziert, in dem überdeutlich ein verwirrender „Realiensalat“ produziert wird:

„Eine Unterrichtsstunde in einem kombinierten fünften, sechsten und siebten Schuljahrgang über die Kuh. Erst allgemeines Palaver. Es wird zusammengetragen, was jeder bereits über die Kuh weiß. Dann geht es weiter: die Kuh gibt Milch. Soundsoviel am Tag. Wieviel im Monat? Im Schaltjahr?
Was gibt sie sonst noch? Leder. Welche Lederarten kennen wir? Leder ist teuer, des-

halb wird es häufig durch Kunststoffe ersetzt. Was sind Kunststoffe? Zurück zu den Kühen. Man sucht auf einer Landkarte Gegenden, in denen es viele Kühe gibt. Dann wird eine hübsche Wiese mit Kühen gezeichnet. Dann müssen zehn zusammengesetzte Hauptwörter, die zum Thema passen, gesucht und aufgeschrieben werden. Schließlich fehlen auch nicht die Leibgerichte, die von der Kuh stammen, ein einschlägiges Rätsel wird geraten, und am Ende findet sogar der liebe Herrgott auch noch ein Plätzchen in dieser reichhaltigen Stunde. Sie klingt aus mit einem lustigen Lied über einen Hütebuben¹³."

Ich will dieses Beispiel nicht im einzelnen untersuchen, verzichte auch auf die Frage, ob die Bewertung heute noch gleich negativ wäre wie zur Zeit der Niederschrift (Zwergschulen erscheinen fast schon wieder vertrauenswürdig, und man nimmt allmählich auch wieder etliche Kühe in Kauf)- Jedenfalls macht diese Karikatur deutlich, daß eine derartige assoziative Aufbereitung von Sachverhalten, Gegenständen oder Texten nicht gerade wünschenswert ist, und daß vor vergleichbaren landeskundlichen Anreicherungen des Literatur- und Sprachunterrichts zu warnen ist.

Dies schließt aber nicht aus, daß es Gründe gibt, dem Germanisten Mut zu einem gewissen Dilettantismus zuzusprechen — anders gesagt: daß man ihn vor Grenzüberschreitungen in den soziokulturellen Bereich hinter seinen Texten nicht bewahren kann. Ich versuche dies an zwei kleinen literarischen Beispielen zu verdeutlichen.

Vor kurzem veröffentlichte Urs Jaeggi seinen Roman „Brandeis"¹⁴. Der Roman ist stark autobiographisch gefärbt; es ist einer der in den letzten Jahren zahlreicheren neuen ‚Professorenromane‘, in denen jüngere Wissenschaftler ihre Hochschulerfahrungen verarbeitet haben. Brandeis ist ein junger Professor, der verstrickt war in die Studentenbewegung, und der sich auch nicht ganz aus deren Umkreis lösen wollte und konnte. In einer Szene skizziert Jaeggi den Besuch eines Studenten in der Sprechstunde, der im Zusammenhang mit seinem Kriegsdienstverweigerungsverfahren um die Bestätigung eines Prüfungstermins bittet. „Bestätige mir den Prüfungstermin", sagt er. Und: „Du weißt schon!". Jaeggi/Brandeis nimmt dies zum Anlaß, die Gefühle zu charakterisieren, die ihn überkommen, wenn ihn die Studenten duzen. „Das Du macht einiges leichter, natürlich, aber mehr nicht. Es erweckt Illusionen — für beide Seiten; es ist selbst auch schon wieder eine Konvention, eine nette und angenehme" — und so weiter¹⁵.

Wird ein ausländischer Student mit dieser Szene konfrontiert (und ich bin nicht sicher, ob diese Anmerkung auf ausländische Le-

ser beschränkt bleiben muß), so kann er zum vollen Verständnis nur gelangen, wenn er etwas von dem gesellschaftspolitischen und sprachsoziologischen Hintergrund weiß, der diese Szene mit bestimmt: Die Grenze zwischen der Du-Welt und der Sie-Welt, die früher relativ eindeutig mit dem Abitur gezogen war, hat sich in den letzten Jahren verschoben: Studierende duzen einander grundsätzlich, und in vielen Fächern ist auch ein Teil des Lehrpersonals, sind vor allem die Assistenten in diesen Usus einbezogen. Die Verschiebung hat mancherlei Ursachen: die höhere Freizeitmobilität von jungen Leuten; die wachsende Bedeutung des Urlaubs, in dem eine Art aufkündbares Du üblich ist; die Beeinflussung durch Nachbarländer, in denen Sie-Formen ganz oder weitgehend abhanden gekommen sind; vor allem aber die ‚Studentenrevolution‘, in der das Du demonstrativ gegen die bürgerlichen Umgangsformen gerichtet wurde, gleichzeitig aber als Mittel der Solidarisierung dienen sollte, das freilich seinerseits schnell wieder konventionalisiert wurde.

Dies sind nur Andeutungen zu einem tatsächlich noch sehr viel komplexeren Hintergrund⁴⁶. Ohne ein Minimum solcher Interpretationen zur Anredeform ist die von Jaeggi geschilderte und kommentierte Szene nicht ausschöpfbar, ja nicht einmal verständlich. Das heißt praktisch, daß derjenige, der sich mit diesem Werk abgibt, sich auch mit diesem Hintergrund — und sei es dilettierend! — abgeben muß.

Ein zweites Beispiel aus der Gegenwartsliteratur, noch knapper angedeutet: In Martin Walsers Roman „Seelenarbeit“⁴⁷ stößt man auf die Vokabel „Heilandzack“ — an verschiedenen Stellen, nicht allzu häufig, aber doch so oft, daß es sich um ein Leitwort, ja um ein Erkennungssignal handelt: Leser des Romans spielten in Gesprächen mit der Vokabel, indem sie in bestimmten Gesprächszusammenhängen ihre eigene Befindlichkeit mit Hilfe von Walser auf den Nenner brachten und so gleichzeitig ihre literarische Kennerschaft zu erkennen gaben. Dem Ursprung nach handelt es sich um einen Fluch, eine blasphemische Wendung. Im Roman ist sie jeweils Teil des inneren Monologs der Hauptgestalt, des Chauffeurs Xaver Zürn; sie zeigt — ähnlich wie in der Umgangssprache — ein aggressives Aufbegehren an, das bereits den Keim zur Resignation in sich trägt; insofern enthält diese Wendung das zentrale Thema des Romans. Walser schreibt „Heilandzack“ mit z; dies mindert von vornherein den blasphemischen Charakter und schmilzt die Wendung in

die dialektgefärbte Umgangssprache ein. Ich meine nun, daß eine sinnvolle Interpretation nur demjenigen offensteht, der etwas weiß über die Funktion des Dialekts — für Martin Walser, aber auch für den alltäglichen Umgang in der Region, in der er lebt, am Bodensee, im Alemannischen, und schließlich: für unsere Gegenwart mit ihren anti-zentralistischen ‚alternativen‘ Tendenzen. In mancher Hinsicht steckt in diesem einen Signal einiges vom modernen Regionalismus; und vielleicht ist die Verwendung dieser Formel überhaupt nur möglich, weil der Autor dem Dialekt eine Art, ‚heiliger‘ Unbefangenheit zuschreibt⁴⁸, die das Blasphemische aufhebt.

Dies sind nur andeutende Hinweise zur Interpretation, und vielleicht sind sie gar dilettantisch. Vielleicht vermögen sie aber auch deutlich zu machen, daß es die stabile Fachgrenze, die Wissenschaft und Dilettantismus trennt, wahrscheinlich in keiner Wissenschaft gibt, in der Germanistik schon gar nicht. Es ist ja doch nicht so, daß jenseits des engsten Fachareals gleich alle Kleider von einem abfallen und man sich seiner Blöße schämen müßte; ja, es ist sogar wahrscheinlich, daß man sich sehr viel häufiger im eigenen Fach als jenseits davon selbstsicher in des Kaisers neuen Kleidern bewegt.

Ich habe absichtlich zwei Beispiele gewählt, in denen Sprachliches — genauer: Sprachsoziologisches oder Pragmalinguistisches — in der Literatur zum Problem wird. Dilettierend vertrete ich nämlich die Meinung, daß integrierte Lernformen angestrebt werden sollten, und daß zumal in der Xeno-Germanistik versucht werden sollte, die Gräben zwischen Literaturwissenschaft und Linguistik wieder zuzuschütten. Ich verfüge allerdings über kein Rezept dafür, sondern kann dem Appell höchstens einige vage Anregungen hinzufügen.

Im Hinblick auf den Sprachunterricht wurde immer wieder betont, daß zu den zu erlernenden Wörtern und Formen mindestens in simulierter Form situative Ergänzungen gefunden werden müßten. Dementsprechend wird eine „Situationentypologie“ gefordert⁴⁹, und zwar der Art, daß parallel zur „grammatischen Progression“ auch eine „einleuchtende Situations-Progression“ angeboten wird⁵⁰. Vielleicht sollte man versuchen, diese Typologie nicht mit pseudorealistischen erfundenen Dialogen zustande zu bringen, sondern die sprachlich-situationelle Progression an literarischen Sätzen und Szenen festzumachen. Der Einwand, daß Literatur damit

ihres spezifischen Gehalts beraubt, daß sie zum Sprachdenkmal', ja zum Steinbruch für Grammatiker degradiert werde, ist meines Erachtens nicht unbedingt stichhaltig. Erst das angestrebte bessere sprachliche Verständnis ermöglicht es ja doch, den „ästhetischen Überschuß der sprachlichen Äußerung“⁵¹ zu erkennen. Richtig ist allerdings, daß moderne Literatur sich für einen solchen Versuch sehr viel besser eignen dürfte als die Klassiker.

Solche integrierten Formen von Sprach- und Literaturwissenschaft entsprechen mehr oder weniger zwangsläufig der Forderung, Germanistik als Kulturwissenschaft zu verstehen. Aber sicherlich kann diese Verankerung der Germanistik auch noch auf ganz andere Weise erzielt werden. Ich möchte abschließend noch zwei Stichwörter dazu nennen, ohne sie ausführlich zu diskutieren.

Helmut Schanze forderte schon 1972 eine „Literaturgeschichte als Mediengeschichte“, und er selbst begann damit an einem Ende, indem er Überlegungen zu einer Analyse von Fernsehserien vortrug⁵². Inzwischen hat die Erschließung der Mediengeschichte Fortschritte gemacht, und zwar nicht nur im Hinblick auf die modernen Medien — beispielsweise wurde die Buchgeschichte, die lange eher im Abseits gestanden hatte, neuerdings recht eng an die Germanistik herangeführt. Nicht genügend erschlossen sind bis heute die Querverbindungen und Interferenzen zwischen der Literaturproduktion und der Entwicklung anderer Medien. Dabei hatte schon Walter Benjamin darauf hingewiesen, daß der Film und mehr noch der Funk die Aneignungsweisen des Publikums, damit aber mittelbar auch die literarische Produktion grundsätzlich ändern⁵³. Auch diese Einbeziehung anderer Medien hindert von vornherein, daß Literatur als selbstgenügsame, isolierte Institution mißverstanden wird; sie öffnet mit einem gewissen Automatismus die Tür zur Kultur und Kulturwissenschaft.

Das gleiche gilt für die Rezeptionsgeschichte. Gewiß handelt es sich dabei für manche inzwischen um ein gezinktes Spiel mit Erwartungshorizonten und Irritationen. Aber wirklich gemeint ist ja doch der sehr konkrete Umgang mit der jeweiligen gesellschaftlichen Wirklichkeit. Hier könnte, um das Problem an einer Stelle zu konkretisieren, etwa gefragt werden, ob die Klassiker heute überhaupt noch direkt erreichbar sind. Ist der sicherste Weg zu ihnen nicht ein Umweg? Ein Umweg beispielsweise über das Phänomen und das Schlagwort der „Lesesucht“ — diese (vermeintliche und wirkliche)

Lesesucht ließ Anfang des 19. Jahrhunderts ja erst die Forderung nach einem quasi klassischen Kanon der deutschen Literatur entstehen. Oder der Umweg über die Klassikerrezeption im 19. und auch im 20. Jahrhundert: sagt die Schillerverehrung in ihren für uns oft abstrus erscheinenden Formen, in ihren sozialen Verwerfungen von den Arbeiterbildungsvereinen bis zu den Clubs der Honoratioren, nicht vielleicht mehr aus als eine isolierte und manchmal verständnislose Kenntnisnahme der „Räuber“ oder der „Braut von Messina“? Vielleicht nicht mehr über die deutsche Literatur in ihrer Binnenentwicklung, aber mehr über die deutsche Kultur und ihre Geschichte.

Ich breche hier ab, schiebe aber noch einige höchst notwendige Demutsformeln und Einschränkungen nach: Zunächst — ich habe sowohl von der Binnen- wie von der Buten-Germanistik gesprochen, der Öko- wie der Xeno-Germanistik, und ich habe die beiden Bereiche nicht immer präzise geschieden. Ich bilde mir auch nicht ein, praktische Regeln und Rezepte für die Professoren des Faches Deutsch im benachbarten Ausland gegeben zu haben; ich habe mich als Außenseiter zu Wort gemeldet, und wahrscheinlich ist es kein Zufall, daß ich eine Lanze für den Dilettantismus gebrochen habe. Vermutlich ist das Ziel des Unterrichts in Deutsch als Fremdsprache — Anpassung, Integration, Kulturmündigkeit — überhaupt nicht durch Unterricht erreichbar; wahrscheinlich sollten mehr noch als bisher Aufenthalte im Zielland ins Auge gefaßt werden, und zwar nicht nur Studienaufenthalte, sondern auch Arbeitsaufenthalte⁵⁴.

Was den Unterricht selbst anlangt, das Fach Deutsch, so scheint mir die hier vorgeschlagene Kennzeichnung allerdings einige Vorteile zu bieten. Da das Fach Germanistik jedenfalls nicht nur Literaturwissenschaft und nicht *nur* Sprachwissenschaft ist, wird es immer wieder neuen Identitätskonflikten und Identifikationsversuchen unterworfen werden. In dieser Situation scheint mir der Versuch, die Gegenstände des Faches stärker im Ganzen der Kultur zu verankern, Germanistik also als Kulturwissenschaft zu verstehen, keine ganz schlechte Lösung zu sein.

Anmerkungen

¹ Gekürzte Fassung eines Vortrags, der bei einer DAAD-Tagung für Germanisten der nordischen Länder am 29. September 1979 in Helsinki gehalten wurde.

- ² Eckart Feldmeier (Hg.): Briefe über das Publikum von Friedrich Just Riedel (1768). Wien 1973.
- ³ Ebd. S. 46.
- ⁴ S. 49—51.
- ⁵ Vgl. Ingeborg Weber-Kellermann: Deutsche Volkskunde zwischen Germanistik und Sozialwissenschaften (= Sammlung Metzler 79). Stuttgart 1969, S. 4—10; Hermann Bausinger: Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse.² Tübingen 1979, S. 17—30.
- ⁶ Hermann Grimm und Gustav Hinrichs (Hg.): Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit. Weimar 1881, S. 98. Jacob Grimm weist in diesem Zusammenhang auf Shakespeare hin, der „unter Deutschen geliebt und verstanden“ werde, „ob er gleich nie rheinischen Wein getrunken“.
- ⁷ Die utilitäre Tradition der Aufklärung wird in anderen Bereichen, zum Beispiel in der Soziologie, fortgeführt. Vgl. Helmuth Plessner: Der Weg der Soziologie in Deutschland. In: Merkur 14/1960, S. 1—16; Hermann Bausinger: Kritik der Tradition. In: Zeitschrift für Volkskunde 65/1969, S. 232—250; hier S. 232f.
- ⁸ Vorlesung: Einführung in das Studium der Philologie. S. Waldemar R. Röhrbein: Moriz Heyne 1837—1906. In: Göttinger Jahrbuch 23/1975, S. 171—200; hier S. 186.
- ⁹ Ebd., S. 186.
- ¹⁰ Ebd., S. 186 f.
- ¹¹ Politische Schriften und Reden. Band 2, Frankfurt/Main 1968, S. 165—173; hier S. 169.
- ¹² Immerhin publizierte Heyne drei von den geplanten „Fünf Büchern deutscher Hausaltertümer“ (Leipzig 1899, 1901, 1903) mit bis heute wichtigen Einblicken in die Kulturgeschichte von Wohnung, Nahrung und Kleidung.
- ¹³ Vgl. Dietrich Briesemeister: Landeskunde — Kulturkunde — Auslandskunde. Historischer Rückblick und terminologischer Überblick. In: Horst Weber (Hg.): Landeskunde im Fremdsprachenunterricht. München 1976, S. 158—182; hier S. 169.
- ¹⁴ Die Formulierung stammt von Herbert Cysarz. Vgl. Briesemeister, S. 169.
- ¹⁵ Vgl. Kritik der Tradition (wie Anm. 7), S. 246 f.
- ¹⁶ Hannelore Christ, Horst Holzschuh: Literaturunterricht zwischen Anpassung und Widerstand. Zum Stand der Lehrplandiskussion über den Literaturunterricht in der BRD. In: Helmut Brackert, Walter Raitz (Hg.): Reform des Literaturunterrichts. Eine Zwischenbilanz. Frankfurt/Main 1974, S. 10—43; hier S. 18.
- ¹⁷ Vgl. zu dieser Neuorientierung Helmut Brackert: Literarischer Kanon und Kanon-Revision. Ebd. S. 134—164; Helmut Kreuzer: Veränderungen des Literaturbegriffs. Göttingen 1975.
- ¹⁸ In der Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, LiLi, deren Einzelhefte die neuen Tendenzen sehr deutlich spiegeln, erscheint demnächst ein Heft zum Thema Sachbuch. Zur historischen Dimension vgl. Heinz Otto Lichtenberg: Unterhaltsame Bauernaufklärung. Tübingen 1970; Reinhart Siegert: Aufklärung und Volkslektüre. Exemplarisch dargestellt an Rudolph Zacharias Becker und seinem Noth- und Hilfsbüchlein. Frankfurt/Main 1978.
- ¹⁹ Zum Zusammenhang von Literatur- und Textbegriff vgl. u. a. Jürgen Gidion: Zur Erweiterung des Textbegriffes im Fach Deutsch. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 49/1975, S. 449—464; Hans Kügler: Literatur und Kommunikation. Poetische und pragmatische Lektüre im Unterricht. Stuttgart¹ 1975; Renate Lachmann: Zum Umgang mit Texten — Linguistischer Reduktionismus und modellierende Praxis. In: Jürgen Kolbe (Hg.): Neue Ansichten einer künftigen Germanistik. München 1973, S. 219—225.

- ²⁰ Vgl. Bernd Jürgen Warneken: *Literarische Produktion. Grundzüge einer materialistischen Theorie der Kunstliteratur*. Frankfurt/Main 1979, S. 14.
- ²¹ Vgl. hierzu Hans-Paul Bahrds Beitrag in Jürgen Gidion, Hans-Paul Bahrdt: *Praxis des Deutschunterrichts. Überlegungen und Materialien*. Göttingen 1973.
- ²² Mein eigenes Schlüsselerlebnis in diesem Zusammenhang war ein mehrstündiges Gespräch mit einem höheren Beamten des Kultusministeriums, in dem es um legitime und illegitime Gegenstände des Faches ging, und in dem mein Gesprächspartner in jedem dritten Satz „Literarizität“ als Kriterium zulässiger germanistischer Objekte beschwor.
- ²³ Thomas Finkenstaedt: Zur Landeskunde-Diskussion in der Anglistik. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 3/1977, S. 278—281; hier S. 280.
- ²⁴ Die Begriffe „Öko-Germanistik“ und „Xeno-Germanistik“ verwendet Harald Weinrich: *Deutsch als Fremdsprache — Konturen eines neuen Faches*. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 5/1979, S. 1—13; hier S. 2.
- ²⁵ Hierzu Heinz Göhring: *Interkulturelle Kommunikationsfähigkeit*. In: Horst Weber (wie Anm. 13), S. 182—193; hier S. 182.
- ²⁶ Horst Weber: *Interkulturelle Kommunikation und Landeskunde*. Ebd. S. 214—224; hier S. 218, bezogen auf Margaret Mead's Studie „National character“.
- ²⁷ Bericht über die erste internationale Sommerkonferenz Deutsch als Fremdsprache 24.—25. August 1978 in Heidelberg. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 5/1979, S. 300—302; hier S. 301.
- ²⁸ Harald Weinrich (wie Anm. 24), S. 10f.
- ²⁹ Deskription und Unterrichten des soziokulturellen Kontexts einer Fremdsprache und ihrer Literatur. In: Horst Weber (wie Anm. 13), S. 72—103; hier S. 79.
- ³⁰ Heinz Göhring (wie Anm. 25), S. 186, nach Yehoshua Bar-Hillel (*Indexical Expressions*. In: *Mind* 63/1954, S. 359—379) und Aaron V. Cicourel (*Cognitive Sociology: Language and Meaning in Social Interaction*. Harmondsworth 1973).
- ³¹ Vgl. Alois Wierlacher: *Überlegungen zur Begründung eines Ausbildungsfaches „Deutsch als Fremdsprache“*. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 1/1975, S. 119—136; hier S. 130ff.
- ³² Zitiert bei Bernd Witte: *Kritische Deutschlandkunde. Ein Beitrag der Universität Paris III (Asnieres) zu Theorie und Praxis der kulturwissenschaftlichen Germanistik*. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 2/1976, S. 158—170; hier S. 158.
- ³³ Der Abstand zur „Zielkultur“ ist eine sehr wichtige Variable. Wie man beim Erlernen fremder Sprachen je nach Ausgangssprache mit ganz verschiedenen kontrastiven Grammatiken operiert, so muß man sich praktisch auch mit ganz verschiedenen kontrastiven Grammatiken der Kultur auseinandersetzen.
- ³⁴ H. Ned Seelye: *Analyse und Unterrichten des interkulturellen Kontexts*. In: Horst Weber (wie Anm. 13), S. 9—49; hier S. 14 nach Genelle Grant Morain: *French folklore: a fresh approach to the teaching of culture*. In: *The French Review* 41/1948, S. 675—681.
- ³⁵ Bernd Witte (wie Anm. 32), S. 161, schreibt über das Institut d'Allemand d'Asnieres, es bilde „Germanisten aus, die eine aktive Beherrschung der deutschen Sprache mit einer fundierten Kenntnis der sozialen, politischen und kulturellen Wirklichkeit der deutschsprachigen Länder verbinden und daher später sowohl in Schule und Hochschule, als auch in Verwaltung und Industrie ein geeignetes Tätigkeitsfeld finden können.“
- ³⁶ *Deutsch als Fremdsprache* (wie Anm. 24), S. 2.
- ³⁷ Vgl. Robert Picht: *Landeskunde und Spracherwerb*. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 5/1979, S. 189—194.
- ³⁸ Norbert Mecklenburg, Harro Müller: *Erkenntnisinteresse und Literaturwissenschaft*. Stuttgart 1974, S. 94.

- ³⁹ Ebd. S. 95.
- ⁴⁰ Dietrich Briesemeister (wie Anm. 13), S. 175.
- ⁴¹ Ebd. S. 161.
- ⁴² Ebd. S. 175.
- ⁴³ Die Zeit Nr. 31/1965, S. 11; zitiert nach Juliane Eckhardt: Der Lehrplan des Deutschunterrichts. Lernbereichskonstruktion und Lernzielbestimmung unter gesellschaftlich-historischem Aspekt. Weinheim und Basel 1979, S. 232.
- ⁴⁴ Luchterhand, Darmstadt und Neuwied 1978.
- ⁴⁵ S.37f.
- ⁴⁶ Vgl. Hermann Bausinger: Sie oder Du? Zum Wandel der pronominalen Anrede im Deutschen. In: Sprache und Sprechen. Festschrift für Eberhard Zwirner zum 80. Geburtstag. Hg. von K. Ezawa und K. H. Rensch. Tübingen 1979, S. 3—11.
- ⁴⁷ Suhrkamp, Frankfurt/Main 1979.
- ⁴⁸ Vgl. Martin Walser: Bemerkungen über unseren Dialekt. In: Heimatkunde. Aufsätze und Reden. Frankfurt/Main 1968, S. 51—57; ders.: Zweierlei Fuß. Über Hochdeutsch und Dialekt. In: Matthias Spranger (Hg.): Dialekt — Wiederentdeckung des Selbstverständlichen? Freiburg 1977, S. 138—144.
- ⁴⁹ Hans J. Vermeer: Sprach- und Kulturanthropologie. Ein Plädoyer für internationale Zusammenarbeit in der Fremdsprachendidaktik. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 4/1978, S. 1—21; s. S. 11. Vgl. Hans-Jürgen Krumm, ebd. S. 96: „Ein besonderes Desiderat stellen Untersuchungen dar, die Zusammenhänge zwischen Mitteilungsententionen, Sprachverwendungssituationen und einer möglichen Lernprogression in den Bereichen von Sprachstruktur und Lexik untersuchen.“
- ⁵⁰ Harald Weinrich (wie Anm. 24), S. 6.
- ⁵¹ Karl Otto Conrady: Literatur und Germanistik als Herausforderung. Frankfurt/Main 1974, S. 18.
- ⁵² Fernsehserien: Ein literaturwissenschaftlicher Gegenstand? Überlegungen zu einer Theorie der medialen Möglichkeiten. In: LiLi 6/1972, s. S. 94. Vgl. Peter Gorsen, Joachim Paech: Vom kritischen Literatur- zum emanzipierten Medienunterricht. In: Brackert/Raitz (wie Anm. 16), S. 165—201; hier S. 192f.
- ⁵³ Versuche über Brecht. Frankfurt/Main 1966, S. 13. Vgl. Bernd Jürgen Warneken (wie Anm. 20), S. 24.
- ⁵⁴ Vgl. den Bericht über die Universität Surrey von Roger B. Tilford: German Studies — einritisches Modell. In: Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 2/1976, S. 150—157.